

Books = Bücher = Livres = Libri

Autor(en): **Weindling, Paul / Gattiker, Ruth / Geroulanos, Stephanos**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **49 (1992)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Books / Bücher / Livres / Libri

History and ethics of surgery

Edward D. Churchill, *Wanderjahr. The education of a surgeon. An account of his Moseley Travelling Fellowship, 1926–1927* [...] Ed. and annotated by J. Gordon Scannell, Boston, Mass., The Francis A. Countway Library of Medicine, 1990. XV, 1, 213 S. Portr. \$18.95. ISBN 0-88135-067-2.

Edward D. Churchill's autobiographical account of his Moseley Travelling Fellowship is based on a series of oral history interviews. The book is an excellent testimony to the value of oral history programs. The resulting account of a formative year in the education of one of Harvard's leading surgeons reveals much concerning the state of thoracic surgery and how experimental research influenced surgical procedures. The vivid accounts of operations like thoracoplasty for tuberculosis provide insight into a distinctive historical phase of operating procedures and problems. Whereas Churchill admired German operating techniques, he looked to pupils of Theodor Kocher for experimental approaches and to England for models of medical education – notably to the tutorial system of Cambridge. There are portraits of personalities and of their operating techniques – notably of Sauerbruch. Churchill spoke warmly of Kocher's successor, de Quervain (unfortunately omitted from the biographical register) and of the Bern physiologist, Leon Ascher. The reception of Churchill often depended on relations with Harvey Cushing, the Harvard neurosurgeon, although Churchill was a protégé of David Edsall, the Dean of the Harvard Medical School, whom Cushing disliked. There is interesting material on cultural attitudes in different countries and how these might affect the organization of institutes, clinics and the treatment of patients. Sheer delight is expressed in European styles of eating, drinking and skiing.

Paul Weindling

Sebastian Schellong, *Künstliche Beatmung. Strukturgeschichte eines ethischen Dilemmas*. Dokumentation der Jahresversammlung des Arbeitskreises Medizinischer Ethik-Kommissionen [...] 1989. Hrsg. von Richard Toellner und Elmar Doppelfeld. Stuttgart, New York, Gustav Fischer, 1990. IX, 236 S. (Medizin-Ethik, 2). DM 69,-. ISBN 3-437-11341-0; ISSN 0936-9015.

Das knapp 200 Seiten starke Werk befasst sich mit der durch die relativ

jungen medizinischen Wissenschaften Anaesthesiologie, Reanimation und Intensivmedizin verursachten Verschiebung und In-Frage-Stellung der *Grenze zwischen Leben und Tod*, welche der Autor als direkte Folge der Möglichkeit künstlicher (Be-)Atmung sieht. Dabei geht es ihm nicht darum, selber eine Antwort auf die Frage zu finden, sondern viel mehr um deren Analyse, an die er von zwei Seiten heran tritt, nämlich von der historischen (Kap. II) und von der strukturellen (Kap. III).

Die *historische Untersuchung* («In welchem historischen Zusammenhang ist die Frage entstanden?») vermittelt dem Leser eine bemerkenswert vollständige Sicht über die Entwicklung der künstlichen Beatmung sowie über die diesbezügliche Literatur von den Anfängen bis zum heutigen Stand. Zur *strukturellen Untersuchung* («Wovon spricht die Frage?») bedient sich der Autor einer eher ungebräuchlichen und vielleicht auch etwas gesucht erscheinenden Methode, nämlich der sog. *Semiologie* (Wissenschaft der Zeichensysteme), die von Saussure 1909/11 für die allgemeine Sprachwissenschaft vorgeschlagen wurde. Gemäss dieser Methode untersucht Schellong die drei Paare *Luftweg/Tubus*, *Lunge/Atembeutel*, *Atmung/Beatmung* als Signifikat/Signifikant.

Im IV. Kapitel sucht der Autor nach den *Bedingungen*, die zu der – wie er es nennt – ethischen Ratlosigkeit (*Aporie*) in der Frage nach der Grenze zwischen Leben und Tod geführt haben. Dabei nennt er vor allem die *Indikation zur künstlichen Beatmung* auf Grund der arteriellen Blutgasanalyse ($\text{PCO}_2 \geq 60 \text{ mm Hg}$) und die Desintegration des Individuums durch Zerlegung in die einzelnen *Vitalfunktionen*, wobei die zerebrale Funktion (d. h. der organische Hirntod) zum Kriterium der Grenzziehung zwischen Leben und Tod erhoben worden ist. Bei der so «formulierten Todeszeitbestimmung» geht es nach Ansicht des Autors «nicht um ein von Tradition und Erfahrung gestütztes Wissen», sondern um «eine Definition, deren Grundlage eine Übereinkunft» ist. – Dem Leser drängen sich hier als Einwände folgende historische Tatsachen auf: erstens ist der Zerlegung des Individuums (lat. = unteilbar) im anorganischen Bereich bereits früher ein Analogon, nämlich die Spaltung des Atoms (griech. = unteilbar) vorangegangen, zweitens hat schon Descartes (17. Jh.) mit seiner Feststellung «Cogito, ergo sum» die Funktion des Gehirns (d. h. des zerebralen Cortex) zum Kriterium *Sein* (Leben) – *Nicht-Sein* (Tod) erhoben. Damit dürfte auch die Behauptung des Autors, die heute anerkannte Grenze zwischen Leben und Tod sei «nur» ein «Bedürfnis» der Transplantationschirurgie, wenigstens teilweise entschärft sein.

Die 533 Nummern des alphabetisch angeordneten Literaturverzeichnis stimmen leider nicht mit den im Text fortlaufend zitierten überein.

Die hervorragende, äusserst kritische Arbeit vermittelt eine Fülle von Denkanstössen zu den besonders in der modernen Medizin hochaktuellen ethischen Fragen.

Ruth Gattiker

Andreas P. Naef, *The story of thoracic surgery : milestones and pioneers*. Toronto, Lewiston, NY, Bern, etc., Hogrefe & Huber, 1990. XIV, 157 S. Abb. SFr. 32.–. ISBN 3-456-81890-4.

Andreas P. Naef, Professor für Chirurgie an der Universität Lausanne und langjähriger Direktor des Kantonsspitals Yverdon, hat seine thoraxchirurgische Karriere bereits 1941 in einem Tb-Sanatorium begonnen. Seither hat er die Thorax- und insbesondere die Lungenchirurgie in unserem Lande mit grosser Passion gepflegt und mehrere Pionierleistungen in der Schweiz vollbracht. Während mehr als 40 Jahren war er stets an der Front der Thoraxchirurgie und hat die grossen Pioniere der Welt zum grössten Teil persönlich gekannt. Sein Buch ist somit eine faszinierende Kombination von persönlichen Erinnerungen und geschichtlichen Fakten. Naef konzentriert seine Geschichtsschreibung auf die letzten hundert Jahre, von denen er die letzten fünfzig aktiv miterlebt hat.

Das Buch ist unterteilt in vier grössere Kapitel: Lungenchirurgie, Chirurgie des Oesophagus, geschlossene und offene Herzchirurgie und Transplantation von Herz und Lunge. In der Lungenchirurgie treffen wir die grossen Frühpioniere wie T. Tuffier, E. de Cérenville, A. Carrel, A. P. Edwards. Dann folgt die langsame Evolution bis zur korrekt durchgeführten Lobektomie. Sie wird gefolgt von der Pneumonektomie, erstmals durchgeführt von R. Nissen, C. Haight und E. Graham. – Die Chirurgie des Oesophagus, welche einerseits das Stiefkind der Thoraxchirurgen ist, andererseits die Krönung der Bauchchirurgen, nimmt wenig Platz in der Gesamtdisposition ein. – Der Chirurgie des Herzens ist als erstes ein grosses Kapitel über die geschlossene Herzchirurgie gewidmet: konstriktive Perikarditis, offener Ductus arteriosus, Coarctatio aortae, Mitralklappen-Commissurotomie, usw. Es folgt die Geschichte der extrakorporealen Zirkulation, der Herzklappen- und der Koronar-Chirurgie. Hier wird auch Sennings erste Schrittmacherimplantation beschrieben. – Am Ende folgt die Geschichte der Herztransplantation, der kombinierten Herz- und Lungentransplantation und der einseitigen Lungentransplantation. – Es ist ein Buch, das sich an Thoraxchirurgen und Medizinhistoriker richtet und sich wie ein Roman liest.

Stephanos Geroulanos

Sources and works of reference

Christian Müller (Hrsg.), *Die Gedanken werden handgreiflich*. Eine Sammlung psychopathologischer Texte. Berlin (usw.), Springer-Verlag, 1992. VIII, 160 S. DM 48,-. ISBN 3-540-54350-3.

1920 hat der deutsche Psychiater Karl Birnbaum einen Band «Psychopathologische Dokumente» herausgegeben. Es handelte sich dabei um eine Sammlung von Texten über die psychischen Störungen und Krankheiten von berühmten Persönlichkeiten, verfasst von diesen selbst oder von ihnen Nahestehenden. Christian Müller, emeritierter Ordinarius für Psychiatrie in Bern, legt eine Neubearbeitung und Ergänzung dieses Werkes vor. 35 Fälle, deren Namen heute noch bekannt sind, übernimmt er direkt von Birnbaum. 35 weitere Beispiele fügt er ihnen aus der Primär- und Sekundärliteratur bei. Von diesen entsprechen aber nur 13 dem Birnbaumschen Auswahlkriterium «psychisch gestörter Kreativer». Die restlichen 22 sind «psychisch gestörte Figuren» aus Romanen und Novellen.

Der Leser stutzt zunächst: Was haben exzentrische Romanhelden mit der Wirklichkeit psychisch Erkrankter zu tun? – Die Antwort wird beim Weiterlesen klar: sie haben um so mehr mit der psychopathologischen Wirklichkeit zu tun, je später sie geschaffen worden sind. Der rasende Ajax, der wahnsinnige Don Quichote, die umnachtete Ophelia passen mit ihren stilisierten, poetischen oder verklärten Psychosen nicht ins deskriptive Konzept von Müller. Erst Gotthelfs Alkoholpsychosen werden für ihn verwendbar. Sie waren auf dem Boden des literaturgeschichtlichen Realismus möglich geworden. Und Peter Handtke steuert schliesslich einen lehrbuchfähigen Schizophrenie-Beginn bei. Ihm entstammt übrigens der Buchtitel «Die Gedanken werden handgreiflich».

Christian Müller ordnet die Reihenfolge der erlebten wie der erfundenen Fälle nach den Kapiteln der Internationalen Klassifikation psychiatrischer Krankheiten (ICD). Diese leicht verständlichen Krankheitsdefinitionen der WHO werden den betreffenden Abschnitten jeweils vorangestellt. Sie vermitteln dem psychiatrisch nicht vorgebildeten Leser eine nützliche Hintergrundinformation.

Dass psychisches Leiden bei Persönlichkeiten vom Format eines Kant, Hölderlin oder Kafka mit unpersönlichen Namen wie Alzheimer-Demenz, Schizophrenie oder Neurose bezeichnet werden kann, wird zwar heute wie seit jeher auf Widerstand stossen. Auf der andern Seite wird die Möglichkeit des Vergleichs von ICD und individueller Pathographie die «Fälle» für

manchen Leser nicht nur nicht entwürdigen, sondern sie ihm im Gegenteil näherbringen. Der Herausgeber (wie schon Birnbaum) erleichtert ihm dies übrigens dadurch, dass er keine Deutungen gibt, sondern die Texte für sich sprechen lässt. Auch bringt es die Quellenlage mit sich, dass sich unter den beschreibenden Zeugen nur sehr selten Ärzte finden. Das entkräftet den beliebten Einwand, es handle sich um «Psychiatisierungen». Deskriptiv fundierte Krankheitsbegriffe erweisen sich als zeitloser als man denkt. – Ein faszinierendes Lesebuch, das Kenntnisse vermittelt und zum Nachschlagen und Weiterlesen anregt. Klaus Ernst

Christian Andree (Hrsg.), *Über Griechenland und Troja, alte und junge Gelehrte, Ehefrauen und Kinder: Briefe von Rudolf Virchow und Heinrich Schliemann aus den Jahren 1877–1885*, hrsg. und eingeleitet von Chr. Andree. Köln, Wien, Böhlau, 1991. 208 S. Taf. DM 48,-. ISBN 3-412-05190-X.

Heinrich Schliemann (1822–1890) vorzustellen, ist kaum nötig. Zu Unrecht weniger bekannt ist der Name von Rudolf Virchow (1821–1902), der in seiner Zeit nicht minder hervortrat und dessen vielseitige Aktivität – in Medizin und Hygiene, in der Politik, in der Urgeschichte – bis heute nachwirkt. Diese Asymmetrie im Nachleben ist letztlich in den Temperamenten beider Persönlichkeiten begründet. Schliemann, als Ausgräber von der einen Passion besessen, der Welt die Realität der Gedichte Homers zu beweisen, war als Mensch egozentrisch und geltungssüchtig, Virchow zwar ebenfalls zielstrebig und erfolgreich, aber nicht auf Publizität aus. Es war denn auch dieser Gegensatz, welcher der hier vorgelegten Briefsammlung bereits nach acht Jahren ein Ende setzte; dass allerdings die Kontakte nicht ganz abbrachen, beweist die 1888 gemeinsam durchgeführte Reise nach Ägypten und Griechenland. Sie beginnt im Januar 1877 mit der Antwort Virchows auf eine Einladung nach Athen durch den bereits weltberühmten Entdecker der Goldschätze im türkischen Hissarlik (wo Homers Troja lokalisiert wurde) und in Mykene. Auch Virchow befand sich zu jener Zeit auf dem Höhepunkt seiner Karriere: er war Leiter des ersten deutschen Institutes für Pathologie in Berlin, Gründungsmitglied der liberalen Fortschrittspartei und aktiver Gegner Bismarcks, engagierter Forscher und Wissenschaftspolitiker in den 1869 und 1870 selbstgegründeten Gesellschaften für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Berlins und Deutschlands. Beide Männer verband trotz aller Gegensätze die gemeinsame archäologische Leidenschaft, auch wenn in der Ausgrabungspraxis Schliemann ausschliesslich nach dem Grie-

chenland der Heroen, Virchow mehr nach dem vorgeschichtlichen Deutschland orientiert war.

Obwohl wegen einer Kontroverse um die Publikationsrechte, die der Herausgeber im Vorwort schildert – ihrerseits ein Dokument deutsch-deutscher Verhältnisse in der Mauerzeit – schliesslich neben den 125 Briefen und Depeschen von Virchows Seite nur zwei von Schliemann aufgenommen werden konnten, ist diese Briefsammlung mitsamt ihrer Einleitung lesenswert: sie lässt in zwei ihrer typischen Vertreter die deutsche Gründerzeit wiederaufleben.

Cornelia Isler-Kerényi

Louis Lewin, *Durch die USA und Canada im Jahre 1887: ein Tagebuch*. Hrsg. von Bo Holmstedt und Karlheinz Lohs. 2. unveränd. Aufl. Berlin usw., Springer-Verlag, 1990. XX, 212 S. Ill. DM 29,-. ISBN 3-540-52518-1.

Ende letzten Jahrhunderts benötigte es eine gehörige Portion Mutes, die zwölfwägige Schiffsreise von Hamburg nach New York anzutreten. Dort angekommen war jede direkte Verbindung zu den Angehörigen abgebrochen; der Brief blieb als einzige Möglichkeit, Lebenszeichen zu übermitteln. Diesem Umstand, nämlich dem Wunsch, seine Frau Clara an seinen Abenteuern teilhaben zu lassen, verdanken wir heute den lebendigen Reisebericht des Berliner Toxikologen Louis Lewin (1850–1929), der mit seinem Schwiegeronkel und Reisesponsor Julius Warburg während fast zweier Monate Nordamerika durchkreuzte.

Nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Aufzeichnungen enthüllen oft Seiten des Autors, die sich als «Privatcharakter» zusammenfassen liessen. In unserem Fall entpuppt sich sein innerstes Wesen als witzig, ja ironisch, bald von Heimweh gezeichnet, dann wieder rechthaberisch und voller unermüdelichen Wissensdurst. Genussvoll karikiert Lewin seine Reisebekanntschaften und setzt sie in die mit farbigen Wortbildern hingemalte Landschaft. Weit weniger als die unberührte Natur begeistern ihn die Küstenstädte Nordamerikas: Von schmutzigen und widerlichen Kneipen, ekelerregenden Speisen und einer Einwohnerschaft aus herumlungernenden Spekulanten, Maklern und Spielern ist da die Rede. Da der Toxikologe das Opiumrauchen aus eigener Anschauung kennenlernen wollte, besuchte er des Nachts die von über 30 000 Chinesen bewohnte «Chinatown» in San Francisco. Hautnah lässt er Leserin und Leser die düstere und schmutzige Wirklichkeit der chinesischen Opiumabhängigen miterleben.

Dem eigentlichen Reisebericht, den Lewin mit Skizzen und ausgeschnittenen Photographien illustriert hat, ist ein Geleitwort mit Kurzbiographie

und Besprechung der Hauptwerke vorangestellt, in dem insbesondere Lewins soziales Engagement Betonung findet. Leider keine Nordamerika-Karte mit Reiseroute, jedoch ein übersichtlich geordnetes Gesamtschriftenverzeichnis Lewins bildet den Abschluss dieses lesenswerten Tagebuches.

Iris Ritzmann

Otto Sonntag (ed.), *The Correspondence between Albrecht von Haller and Horace-Bénédict de Saussure*. Bern, Stuttgart, Toronto, Hans Huber, 1990. 507 S. Frontisp., ill. (Studia Halleriana III) SFr. 78.–. ISBN 3-456-81935-8.

H. B. de Saussure (1740–1799) ist der jüngste von Albrecht von Hallers wichtigen Briefpartnern. Im Alter von zwanzig Jahren wird er 1760 durch gemeinsame botanische Interessen mit Haller bekannt, der seit zwei Jahren in Roche, am Ende des Genfersees, die bernischen Salzwerke leitet. Saussure hat 1759 in der Vaterstadt Genf mit einer naturkundlichen Dissertation seine Studien abgeschlossen. Mit Charles Bonnet, Hallers engstem Vertrauten in Genf, steht er in verwandtschaftlicher Beziehung: seine Tante ist mit Bonnet verheiratet.

Haller, 51 Jahre alt, arbeitet 1760 – neben seinen Amtsgeschäften – an der Niederschrift der letzten Bände der *Elementa physiologiae*. Überdies plant er, seine *Enumeratio* der Schweizer Flora, Göttingen 1742, in erweiterter Fassung neu herauszugeben. Er beschäftigt dafür – selbst nicht mehr in der Lage, grössere Bergwanderungen zu unternehmen – eine Reihe von «Pflanzenjägern», die auf der Suche nach botanischen Belegen und Seltenheiten für ihn unterwegs sind. Auch Saussure bietet sich anfänglich als Helfer an, und Haller erteilt dem Unerfahrenen botanischen Nachhilfeunterricht. Für die Exkursionen gibt er den Rat:

«Il faut y aller le plus lentem(en)t que l'on peut, et surtout dans les alpes s'asseoir de tems en tems, se coucher meme pour demeler les herbes fines, profiter aussi des hauteurs et des apuis pour voir les plantes de près. Une lieue de chemin Vous vaudra mieux avec cette lenteur, que deux faites un peu a la hate.» (26. 10. 1760, S. 66)

Für Saussure steht jedoch die Botanik nie im Mittelpunkt. Sie dient anfangs dazu, Hallers Gunst zu gewinnen. In späteren Jahren wird sie neben anderen Gebieten gepflegt; wegen seiner reichen Felderfahrung wird Saussure lebenslang für Haller ein geschätzter botanischer Gesprächs- und Tauschpartner bleiben.

Mit Bonnets und Hallers Unterstützung wird Saussure 1762 zum Profes-

sor der Philosophie an der Genfer Akademie gewählt. Damit ist er für den naturwissenschaftlichen Unterricht zuständig, von der Biologie bis zur Elektrizitätslehre, von der Geologie bis zur Naturphilosophie. Sein vielseitiges Interesse findet in den Alpen, diesem «Laboratorium der Natur», ein weites, noch wenig erschlossenes Forschungsfeld:

«La vie active du Naturaliste des Montagnes me plait singulièrement. Les Plantes, les Minéraux, les Animaux extraordinaires semblent naitre sous ses pas. Les Faits qui intéressent la Physique Générale pourroient seuls y attirer des Observateurs. La pureté de l'air, sa température agréable, la beauté du spectacle, suffiroient pour me déterminer à les parcourir très souvent...» (28. 2. 1764, S. 178)

Haller, der in jungen Jahren zahlreiche Bergreisen unternommen hat, gibt Saussure Auskunft über Voralpengipfel und Passübergänge. Der künftige Mont-Blanc-Besteiger erschliesst aber eine neue Sphäre, die der Hochalpen und der Gletscher. Mit Wehmut stellt der alternde Haller fest:

«Je vois avec peine, que par pesanteur, par vieillesse, par manque de courage, je deviens incapable d'exercice, je n'ai d'ailleurs personne ni pour m'accompagner ni pour m'aider. C'est ainsi, que nous nous retrecissons notre carriere. C'etoit le monde autres fois, c'est a cette heure la ville, bientot ce sera la maison, la chambre, le lit et le tombeau.» (12. 5. 1766, S. 263)

Am intensivsten wird die Korrespondenz 1766 und 1767 (77 bzw. 78 Briefe pro Jahr), während der Genfer Unruhen, die Bern insofern betreffen, als dieses zusammen mit Zürich und Frankreich die Genfer Verfassung von 1738 garantiert und vertragsgemäss mit den beiden anderen Partnern in den anstehenden Schwierigkeiten zu vermitteln hat. Saussure ist für Haller, der – nach Bern zurückgekehrt – zeitweise dem Geheimen Rat angehört, ein wertvoller Lieferant vertraulicher Nachrichten: «Pour influer sur une affaire, il faut etre au fait» (27. 4. 1766, S. 260). Haller nimmt in den Berner Gremien und bei seinen Freunden Stellung zugunsten der Genfer Aristokratie und gegen die Beteiligung der von Rousseau und Voltaire aufgewiegelten «Demokraten» und «Demagogen» an der Macht. In Anspielung auf die verschiedenen Machtkämpfe in der Innerschweiz und die blutige Unterdrückung des Aufstands in der Leventina von 1755 stellt Haller fest:

«De tous les gouvernements le plus vicieux, le plus dur, c'est la democratie. Schwytz, Apenzell, Zoug et meme Ury par raport a Livine nous en fournit des exemples.» (18. 9. 1766, S. 295)

Auch auf Hallers ärztliche Praxis wirft diese Korrespondenz einiges Licht. Oft angefragt, versagt er seinen ärztlichen Rat nicht, wohlwissend zwar, dass

ihm jene innere Sicherheit und Überzeugungskraft abgeht, die das Vertrauen der Kranken dauerhaft sichert. Unangenehm ist ihm die Konkurrenz mit anderen Ärzten, so mit dem berühmten Genfer Kollegen Th. Tronchin. Saussures Mutter hatte sich von diesem abgewendet, wie ein ausführlicher Krankheitsbericht des Sohnes belegt (7.4.1763, S.120–130). Haller lässt sich erst auf eine Fernbehandlung ein, dann ist ein Kuraufenthalt in Aigle, in Hallers Nähe, geplant; bevor er zustande kommt, meldet Saussure eine neue Inanspruchnahme Tronchins, was Haller veranlasst, sich brüsk zurückzuziehen, mit der nachträglichen entschuldigenden Begründung:

«Je ne pensois en verité point a faire de la peine a Madame de Saussure. Mais dés qu'on a un Medecin present, dont on est a meme d'avoir les visites et les conseils, on doit le preferer de beaucoup a un medecin absent, et celui ci a grand tort s'il critique les conseils de l'autre. Ce conflit ote la confiance, rend l'usage des remedes précaire, et fait plus de mal que de bien au malade meme.» (20.5.1763, S.143)

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, hütet sich Saussure daraufhin, Hallers medizinischen Rat zu beanspruchen. Von sich aus kümmert sich Haller jedoch um Saussures Magenleiden und Abmagerung, die dieser dem Freund gegenüber verschweigen will (1772).

Wenn auch in den 1770er Jahren der Briefwechsel weniger intensiv scheint, so bleiben die Korrespondenten einander doch eng verbunden. Saussure kennt Hallers Familie von einem mehrtägigen Aufenthalt in Roche (1764). Seither nimmt er regen Anteil am Werdegang von Hallers Söhnen, die sich zeitweise zur Ausbildung in Genf aufhalten, und auch die Töchter sind ihm nicht gleichgültig; so schildert er in bewegten Worten seine Empfindungen für Albertine, als er von ihrer Vermählung hört (Mitte April 1767, S.345 f.). 1773 besucht er mit Frau und Tochter Haller in Bern. 1775 und 1777, jeweils nach längeren Alpenreisen, weilt er zur Berichterstattung bei seinem väterlichen Freund; mobiler als andere Briefpartner Hallers, zieht er den persönlichen Kontakt dem schriftlichen Austausch vor. Er verehrt Hallers Grösse und bewahrt doch, seiner selbst sicher, stets seine natürliche, unbefangene Art, ein Umstand, der ihm Hallers besondere Sympathie gesichert zu haben scheint.

Der vorliegende Band bringt im französischen Wortlaut 132 Briefe von Haller und 199 von Saussure; wichtige Schreiben, vermutlich mindestens 79, vor allem von Hallers Seite, fehlen und liessen sich trotz intensiver Suche des Herausgebers nicht finden. Neben den angedeuteten Themen enthält die Korrespondenz zahlreiche aufschlussreiche Einzelheiten, so z. B. über die kurze tödliche Krankheit des Chirurgen Jacques Daviel (1762, S.107), über

Th. Tronchins ärztliche Praxis (S.157), die Inokulation (S.147, 273), eine Staroperation (S.205).

Dass die Korrespondenz Haller-Saussure hier erstmals im Druck erscheint, ist der von der Bürgergemeinde Bern gegründeten Albrecht-von-Haller-Stiftung (Präsident: Dr. Hans Haerberli) zu verdanken, ebenso sehr auch dem Herausgeber, Dr. Otto Sonntag, New York, der nach der Edition des Briefwechsels Haller-Bonnet (1983 – siehe *Gesnerus* 42, 1985, 167–173) hier eine neue grosse Leistung erbracht hat. Seine meisterhafte Einleitung und die zahlreichen erläuternden Anmerkungen (in englischer Sprache) belegen die Gründlichkeit und Sorgfalt seiner editorischen Arbeit; deren Aufwand und Umfang lassen sie lediglich erahnen. Urs Boschung

Georg Agricola, *Bermannus (Le Mineur). Un dialogue sur les mines*. Introduction, texte établi, traduit et commenté par Robert Halleux et Albert Yans. Paris, Les Belles Lettres, 1990. XXX, 185 S., 3 Bl. 2 Karten. (Science et Humanisme). Ffr. 250.–. ISBN 2-251-34504-3; ISSN 0761-2885.

Georg Bauer (Agricola) ist vor allem durch sein Hauptwerk, «De re metallica» (1555) bekannt geworden. Der frühe «Bermannus», 1530 bei Froben in Basel gedruckt, vermittelt einen Einblick in die Entwicklung seines Denkens. Es gibt zwar sehr gute deutsche Übersetzungen und Kommentare (vor allem von H. Wilsdorf, Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin [E], 1955), doch sind sie nicht immer zugänglich, so dass man gerne zu dieser gut dokumentierten französischen Ausgabe greifen wird.

Teilnehmer des Gesprächs sind zwei Ärzte, Naevius und Ancon, von denen der erste die antiken Werke, der zweite die arabische Fachliteratur (und den von den Arabern übermittelten Aristoteles) kennt, sowie der minenkundige Bermannus, ein ehemaliger Landsknecht (ingreditur veluti miles). Es enthält eine sehr lebendige Schilderung der damaligen boom-town Joachimsthal (Jachymov) im böhmischen Erzgebirge, mit ihren Silber-, Blei- und Kupferzgängen, welche heute noch identifizierbar sind. Die Schächte waren bis zu 900 m tief, und Ancon wundert sich, dass man zwar den Bergmännlein (daemones), nicht aber den Antipoden begegnete.

Ein grosser Teil des Dialogs ist semantischer Art – welche Erze verstanden die Alten (vor allem Dioskorides, dessen Ansichten Plinius, wie so oft missverstanden, weitergibt) unter Namen wie galena, molybdenum, plum-bago usw.? Die beiden Ärzte sind naturgemäss an den medizinischen Anwendungen der Metalle interessiert. Klar wird erkannt, dass es neben den sieben

Metallen der Alchimisten (Ag, Au, Cu, Fe, Hg, Pb, Sn) noch weitere gibt (namentlich Bi, Co, Sb; merkwürdigerweise fehlt noch das Zn). In den Worten von Naevius und Ancon kommt der ganze Humanisten-Dünkel zum Ausdruck, während Bermannus das Primat der Beobachtung über die Tradition betont: *Veritas ipsa, quae potior Plinio est, nos defendet.*

Die französische Übersetzung ist gut (auf S. 72–73 wären «pendens» und «iacens» als «toit» und «mur» zu bezeichnen), und das Humanisten-Latein gar nicht so schwierig; kein Geringerer als Erasmus von Rotterdam rühmt in seinem Vorwort den einfachen Stil (*dictionis simplicitas, atticum quiddam referens*) und die geschmackvollen Witzlein (*ioci liberales obiter inspersi*).

Rudolf Trümpy

George Mora (ed.), *Witches, devils, and doctors in the Renaissance: Johann Weyer, De praestigiis daemonum*. Binghamton NY; Medieval & Renaissance Texts and Studies, 1991, 2 Bl., XCII S., 1 Bl., 790 S., 3 Bl. (Medieval & Renaissance Texts & Studies, vol. 73). \$ 53.–. ISBN 0-86698-083-0.

The *De praestigiis daemonum (On the impostures of demons)* by Johann Weyer (1515–1588) was one of the most important of all sixteenth-century discussions on witchcraft. Weyer's frequently sceptical attitude towards witchcraft (whose existence he did not deny but whose detection he often thought misguided) has earned him respect for his preference for medical rather than demonological explanations, in contrast to such contemporaries as Jean Bodin. But despite his book's significance (and its abundant learning), it has not been easily accessible, even for those with fluent Latin. This English translation is thus greatly to be welcomed.

As a translation, it is accurate and pleasingly idiomatic. Mistakes are minor: e. g. p. 261.9 delete "of the Golden Order"; p. 544.32 Hippocrates' Greek is mangled (even more than in the original edition). There is one curiosity: Weyer's title is given in English only once, p. LXXI, and then "ac veneficiis" is omitted. The title of the present volume is thus somewhat deceptive. But in general the quality of the translation is worthy of the highest praise.

There is, alas, much to criticise in the notes, introduction, and odd glossary (which contains discussions of a few concepts as well as biographies of selected individuals, one of whom, Vesalius, has nothing directly to do with the book or its author). Zilboorg's zealous appreciation of Weyer is applauded, but more recent and more nuanced accounts are curtly dismissed (lxxvii). Much psychological speculation is far-fetched (cf. lxiv, where pleas-

ure is equated with “sexual stimulation”; lxvi, melancholy ascribed to GPI). Errors of fact are regrettably frequent, e. g. xxxiv Jacobus Sylvius confused with F. de le Boë Sylvius; 714, Rufus of Ephesus called a follower of Galen; 744, Rhazes’ birthplace twice given as Ravy; and, 750, *Die Versuchung des Synesios (Synesios’ Temptation)* curiously translated as *the Swampiness of Synesios*. One cannot place much faith in a commentator who discusses the Rhenish Reformation without mentioning Hermann von Wied, and who appears, xxxiii, not to have heard of the historian Sleidanus or the educator Johann Sturm.

Use the translation, then, but beware of the importunate guide.

Vivian Nutton

Friedrich Steinle, *Newtons Entwurf «Über die Gravitation...»: ein Stück Entwicklungsgeschichte seiner Mechanik*. Stuttgart, Franz Steiner, 1991. 192 S. (Boethius Band XXVI). DM 58,-. ISBN 3-515-05715-3.

Dieses Buch entstand als Dissertation am Lehrstuhl für Geschichte der Naturwissenschaften in Tübingen. Es beruht auf einem gründlichen Studium der Manuskripte von Newton, die dem Hauptwerk «Principia» vorangehen. Die Manuskripte sind in der Reihenfolge ihres Entstehens, die der Autor Steinle festgestellt hat:

1. Questiones quaedam philosophicae
2. Waste book
3. Vellum Manuscript (1 Blatt)
4. The laws of motion
5. On circular motion
6. De gravitatione

Der grösste Teil des Buches ist dem Manuskript 6 gewidmet. Der Autor kommentiert das Manuskript und zitiert Teile davon in wörtlicher Übersetzung. Der Titel «De gravitatione», der nicht von Newton stammt, ist irreführend, denn die Newtonsche Gravitationstheorie wird erst in den Principia behandelt.

Bartel Leendert van der Waerden

David Hilbert, *Natur und mathematisches Erkennen*. Vorlesungen, gehalten 1919–1920 in Göttingen, nach der Ausarbeitung von Paul Bernays, hrsg. von David E. Rowe. Basel, Boston, Berlin, Birkhäuser, 1992. XXIV, 101 S. SFr. 58,-. ISBN 3-7643-2668-9.

David Hilbert (1862–1943) war um die Jahrhundertwende der führende Mathematiker im deutschen Sprachgebiet und der Mittelpunkt der Göttin-

ger Schule. Hiervon zeugen über 60 Doktoranden. Sein Arbeitsgebiet erstreckte sich von der Zahlentheorie, den Grundlagen der Geometrie, der Analysis und der theoretischen Physik bis zu den Grundlagen der Mathematik. Dass sich sein Einfluss weit über die Mathematik hinaus erstreckt, bezeugte der Nobelpreisträger Erwin Schrödinger, der die mathematischen Grundlagen seiner in Zürich gefundenen Wellengleichung in Hilberts Buch über die Methoden der Physik vorfand. Wir verdanken Paul Bernays die Nachschrift der Vorlesungen, die Hilbert 1919 in Göttingen hielt, sie sind übersichtlich gegliedert in drei Teile zu je drei Abschnitten. I: Ob uns die Anschauung etwa täuschen kann und ob gewisse mathematische Schlüsse stets richtig sind? Vorsicht ist bei unseren Überlegungen stets geboten. II: Unsere Aufgabe besteht im Auffinden von Naturgesetzen, diese beruhen auf Hypothesen, die durch Experimente zu prüfen sind. Dabei sind die Begriffsbildungen zu überprüfen und es ist zu beachten, dass diese einem Wandel unterworfen sind und stets am Versuch überprüft werden müssen. III: Fragen philosophischer Natur betreffen die Gesetzlichkeit und die Kausalität. Welche Rolle spielt die Wahrscheinlichkeit im Naturgeschehen? Die Einführung uneigentlicher Elemente: in der Geometrie die unendlich fernen Punkte, in der Arithmetik die idealen Zahlen und in der Physik die Idealisierung der Umwelt. Hilbert schliesst mit der Forderung: «Bemerkenswert ist, dass wir ... auf das allgemeine philosophische Problem geführt wurden, ob es möglich ist, unser Denken durch das Denken selbst zu begreifen und es von jeglichen Paradoxien zu befreien.» Er arbeitete daran, dies für die exakten Wissenschaften durchzuführen in der festen Überzeugung des Gelingens. Die neuere Forschung von K. Gödel u. a. zeigte, dass die Grenzen etwas anders zu ziehen sind als wo Hilbert sie legen wollte.

Johann Jakob Burckhardt

Nobel Laureates in Physiology or Medicine. A biographical dictionary. Ed. by Daniel M. Fox, Marcia Meldrum, and Ira Rezak. New York, Garland, 1990. 595 p. \$ 95.—. ISBN 0-8240-7892-6.

All 149 Nobel laureates in Medicine or Physiology (“or” has been an anachronism from the outset) from 1901 through 1989 have been covered in this reference book. The articles of about four pages per laureate contain a personal and scientific biography followed by selected primary and secondary bibliographic sources. They are written to be accessible to students and general readers as well as to specialists in medical science and history. Some 50 authors contributed one to several articles each (coeditor Marcia Meldrum

no less than 41 and an additional 11 as coauthor). Despite this large number of contributors the articles are surprisingly homogenous in format and style. All of them are informative, balanced, and well written. As a dictionary the order of the laureates is alphabetical even though historians may have preferred a chronological order. Nevertheless, it is highly recommendable to read the book from cover to cover, thereby being rewarded by a fascinating history of 20th century medicine. The Nobel prizes represent the enormous diversity of medical science, even though many fields and specialities have never been considered for the prize and are unlikely to ever be.

So far the editors have succeeded remarkably well. Unfortunately, this very useful book has a few serious shortcomings. A picture of each laureate would have added to the value of the book. Rarely, scientific or historic facts are simply not correct, showing that some authors were not quite up to the job and to the level of the book. While common printing errors are not too frequent there is much misspelling of persons mentioned, even of contributors in both list and text and, worst of all, of Nobel laureates covered. The list of contributors does not show their contributions and contains "authors" who have not contributed an article. The name index shows non-existing persons generated by mixing up names. However, apart from these editorial negligences, the book is most useful as a source of information and even inspiration.

Marcel H. Bickel

Dagmar Drüll, *Heidelberger Gelehrtenlexikon 1652–1802*. Berlin usw., Springer-Verlag, 1991. XXXVI, 219 S. DM 54,-. ISBN 3-540-53472-5.

Das 1986 erschienene «Heidelberger Gelehrtenlexikon 1803–1932» wird mit diesem Band fortgesetzt. Es enthält lückenlos, alphabetisch geordnet und einheitlich gegliedert die Lebensbeschreibungen aller 277 von 1652 – dem Jahr der Wiedereröffnung nach dem 30jährigen Krieg – bis 1803 an dieser ältesten deutschen Universität tätigen Professoren. Die dadurch vorbildlich und mit grossem Arbeitsaufwand dokumentierte Zeitspanne, die den Wiederaufbau der Ruperto-Carola nach dem 30jährigen Krieg und den geistigen Niedergang im 18. Jahrhundert umfasst, ist in Anbetracht der grossen Zahl der Dozenten leider arm an hervorragenden Gelehrten. Als bedeutendster Mediziner dieses Zeitraumes darf der Schweizer Johannes Conrad Brunner (1653–1727) bezeichnet werden. Er stand hier dem Botanischen Garten vor und veranlasste die Einrichtung des ersten Chemischen Laboratoriums der Universität. Für die Naturwissenschaften fällt die Bilanz, sehen wir einmal von dem um den Teleskopbau verdienten Physiker

Nicolas Hartsoeker (1656–1725) ab, noch schlechter aus. So sehr die Anschaffung allen Instituten, die sich mit der Wissenschafts-, Universitäts-, Sozial- und Kulturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts befassen, empfohlen werden kann, so wenig sinnvoll ist sie für den Privatmann.

Thomas Böni

Ove Hagelin, *“The byrth of mankynde otherwyse named the womans booke”*. *Embryology, obstetrics, gynaecology through four centuries*. An illustrated and annotated catalogue of rare books in the library of the Swedish Society of Medicine. Stockholm Svenska Läkaresällskapet, 1990. 176 S. Ill. (Svenska Läkaresällskapetets handlingar, vol. 99, part 2, 1990). SKr. 395.–. ISSN 0349-1722.

Ein Jahr nach Aussand ihres «Versuchsballons» (vgl. *Gesnerus* 47/1990, 381–382) legt die Schwedische Gesellschaft für Medizin (*Svenska Läkaresällskapet*) nun einen zweiten Band aus den Beständen ihrer Rara-Abteilung vor. Er enthält über 90 embryologische, geburtshilfliche und gynäkologische Werke aus vier Jahrhunderten, Klassiker dieser Gebiete, dabei eine Sammlung von (schwedischen) Hausbüchern des 18. und 19. Jahrhunderts, die sich mit der Pflege, der Ernährung und der Schönheit des weiblichen Körpers befassten, Ratschläge für Erziehung und Kinderpflege gaben und Hausmittel gegen alle möglichen Störungen und Indispositionen enthielten.

Auch dieser Band erfreut durch eine gepflegte Ausstattung. Durch die präzisen und umfassenden Beschreibungen wird er zum unentbehrlichen bibliographischen Instrument.

Heidi Seger

Francesca Vannozzi, *Inventario del Patrimonio dell'Ateneo senese – Gli strumenti scientifici*. Siena, Università degli Studi, Tipografia Senese, 1992. 126 S., ill. (kein Preis; Adresse der Autorin: Istituto di Patologia speciale medica, Cattedra di Storia della Medicina, Piazza Duomo, 2, I-53100 Siena).

Im Hinblick auf die Schaffung eines «Museo dell'arte sanitaria» (im künftigen Museumszentrum Santa Maria della Scala) wurden an der Universität Siena die Sammlungen medizinischer, wissenschaftlicher und technischer Instrumente und Geräte von 19 Departementen und Instituten katalogisiert. Erfasst wurden insgesamt 1020 Objekte sowie die entsprechenden Inventarbücher. – Damit wurde hier in löblicher Weise getan, was auch andernorts in Angriff genommen zu werden verdiente, nämlich die Inventar-

risierung – als erster Schritt zur Bewahrung – dessen, was sich als «patrimonio scientifico» u. a. in Geräte- und Präparatesammlungen dokumentiert.

Die vorliegende Publikation gibt für jedes Objekt eine kurze Beschreibung mit Angabe von Hersteller, Massen, Herkunft und Erhaltungszustand; zehn der Gegenstände sind abgebildet. Neun Reproduktionen von Geräte-Bestellungen und -Rechnungen weisen auf einschlägige Dokumente im Universitätsarchiv Siena hin.

Urs Boschung

Monographs

Christoph Mörgeli, *Das Medizinhistorische Museum der Universität Zürich.*

Mit einer Einleitung von Beat Rüttimann und Fotos von Eva Schnyder. [Zürich, Med. hist. Institut und Museum der Universität, 1991]. 141 S., 1 Bl. Reich illustr. SFr. 25.–. (Zu beziehen im Med. histor. Institut und Museum, Rämistr. 71, 8006 Zürich).

Der Autor, Konservator des Medizinhistorischen Museums der Universität Zürich, legt ein 140seitiges, reich illustriertes Begleitbuch zu diesem Museum vor, welches sich seit 1990 in ganz neuer Aufmachung präsentiert. Text und Abbildungen vermitteln ebenso systematische als ausgewogene Information zum Thema Medizingeschichte schlechthin. Der Hauptteil, ein Gang durch die Medizingeschichte, enthält 33 Kurzkapitel von je einer Seite Text und einer oder mehreren Seiten Abbildungen und reicht von Ethnomedizin, Paläopathologie und Viersäftelehre über die medizinischen und chirurgischen Spezialitäten und die wichtigsten Krankheiten bis zur Krankenpflege und Laboratoriumsmedizin. Jedes Kapitel ist textlich klar in einige Stichwörter unterteilt, so etwa Orthopädie in Krüppelfürsorge, Mechanische Hilfsmittel, Chirurgische Eingriffe und Wiedereingliederung. Neben diesem Hauptteil findet sich eine Einleitung über Museumsmedizin (B. Rüttimann), und je ein Kapitel über die Angebote des Instituts und Museums, die Tätigkeit des Sammlungsgründers G. A. Wehrli sowie über das Museumsgebäude, in welchem vormals fünf Nobelpreisträger (Einstein, Debye, von Laue, Schrödinger, W. R. Hess) tätig waren.

Die Gestaltung des Buchs (Andreas Brodbeck) und seine Illustrationen wirken schon auf den ersten Blick faszinierend und von einer hohen Qualität, zu welcher der Preis des Buchs in keinem Verhältnis steht. Der Text ist in seiner Auswahl, Knappheit und Korrektheit vorbildlich. Das Werk macht

nicht nur auf das Museum und sein Ausstellungsgut aufmerksam, sondern vermittelt dem Laien in ansprechender und anregender Form eine Einführung in die Geschichte der Medizin. Buch und Museum passen zusammen; beide sind in ihrer modernen Konzeption und ästhetischen Präsentation als beispielhaft zu bezeichnen. Marcel H. Bickel

Medizinhistorisches Institut der Universität Bern, *Kranksein, Pflegen, Heilen in Bern vom Mittelalter bis heute*. Bern, Medizinhistorisches Institut, 1991. 48 S. Reich illustriert. SFr. 7.– (im Institut erhältlich).

Cette publication, destinée à un large public et rédigée par plusieurs collaborateurs de l'Institut d'Histoire de la Médecine de Berne, apporte, sous la forme modeste d'un cahier d'une cinquantaine de pages à un prix très modéré, des éclairages variés, stimulants et riches sur l'histoire de la médecine à Berne depuis le Moyen-Age jusqu'à aujourd'hui. C'est là le résultat d'une contribution de l'Université de Berne, plus particulièrement de l'Institut d'Histoire de la Médecine, à l'occasion du 800^e anniversaire de Berne, année jubilé qui fut aussi celle du 150^e anniversaire de la naissance de Theodor Kocher. Ce dernier, professeur de chirurgie bernois, a joué un rôle déterminant sur la pratique et la formation chirurgicale en Suisse dans le dernier quart du 19^e siècle et au début du 20^e siècle. Le double jubilé a inspiré une approche multiple de l'histoire médicale dans le canton de Berne qui fit d'abord l'objet d'une exposition remarquable à la Tour des Prisons au printemps 1991, ce qui explique sans doute l'iconographie abondante et originale de la publication. Divers aspects sont abordés, dans un ordre chronologique, mais sans être strictement compartimentés, faisant écho les uns aux autres :

- les médecins, Theodor Kocher lui-même, mais aussi des médecins avant et autour de lui, ainsi que deux figures marquantes de la médecine moderne, dans le domaine de l'orthopédie et de l'ophtalmologie ;
- les sages-femmes et les relations très variables avec les autorités et les médecins, tantôt sollicitées, tantôt condamnées, puis subordonnées ;
- les maladies, la peste, du 14^e au 17^e siècle, et la tuberculose, à la fin du 19^e siècle et jusqu'au milieu du 20^e siècle, avec le grave problème de la contagion collective ;
- les pharmaciens, la préparation des médicaments et l'avènement de l'industrie pharmaceutique ;
- les institutions d'accueil, depuis les hôpitaux, dont les hôtes sont des déshérités de toute sorte, aux hôpitaux réservés aux malades, avec

l'exemple le plus frappant qui est la construction du nouvel hôpital de l'île en 1884;

- enfin, l'histoire des soins et le rôle des infirmières, trop longtemps négligés, sont présents ici, attestant la nouveauté des recherches dans ce domaine, cependant qu'ils mériteraient une part plus nourrie.

Une bibliographie, correspondant aux différents chapitres, ainsi qu'une chronologie de l'histoire de la médecine bernoise font de cette publication de vulgarisation un outil pour s'introduire dans l'histoire de la médecine et un instrument de comparaison très utiles.

Geneviève Heller

Plinio Prioreschi, *A history of medicine. Vol. 1: Primitive and Ancient medicine*. Lewiston, Queenston, Lampeter, The Edwin Mellen Press, 1991. 5 Bl., XIX, 642 S. (Mellen History of Medicine, vol. 1). ISBN 0-7734-9661-0.

Der über 600 Seiten starke Band ist der erste einer auf sieben oder acht Bände geplanten universellen Medizingeschichte. Weit über tausend Literaturhinweise und 30 Seiten Register ergänzen das monumentale Opus, das die Medizin der Steinzeit, der Chinesen, Hindu, Ägypter, Mesopotamier, Perser, Israeliten und präkolumbianischen Indianer – sogar des Australopithecus wird Erwähnung getan – abhandelt. Zu jedem Kapitel wird der historische und religiöse Hintergrund zwar langfädig, aber dennoch an der Oberfläche haftend, beschrieben. Prägnante Einführungen in die verschiedenen Kulturen wären wünschenswerter. Angesichts des beträchtlichen Umfangs dieses Unternehmens drängt sich die grundsätzliche Frage nach dessen Sinn auf. Eine neue Gesamtschau wird in der Regel dann nötig, wenn die Quellenlage eine erhebliche Erweiterung erfährt, was nach unseren Kenntnissen in der letzten Zeit in der Medizingeschichte nicht der Fall gewesen sein dürfte; wenn sich ferner eine neue Interpretation der bekannten Quellen anhand eines neuen Paradigmas, einer neuen Gegenwartsschau zwingend ergibt, was der Autor, Professor in Nebraska, aber unterlässt; wenn sich schliesslich ein neues Publikum finden lässt. Ärzte und Studenten als Publikum wird der Autor – und das gerade beklagt er – durch seine Masse von Einzelheiten nicht erreichen. Historikern und Medizinhistorikern bietet er, das muss leider gesagt sein – eine vor allem englischsprachige Titel berücksichtigende Bibliographie, die mit Zusammenfassungen der einzelnen Titel in einen fortlaufenden Text eingekleidet ist. Als Handbuch lässt sich der Band auch kaum gebrauchen, da der Text zu weitschweifig ist. Es ist nach diesen Bedenken zumindest fragwürdig, in welche Richtung die weiteren Bände dieser Medizingeschichte führen sollen.

Antoinette Stettler

Georg Rechenauer, *Thukydides und die hippokratische Medizin. Naturwissenschaftliche Methodik als Modell für Geschichtsdeutung*. Zürich, Hildesheim, New York, Georg Olms, 1991. XII, 396 S. (Spudasmata, Band XLVII). DM 98,-. ISBN 3-487-09226-3.

G. Rechenauer greift das wissenschaftsgeschichtlich traditionsreiche Thema (vgl. u. a. die Monographien von K. Weidauer 1954 und Ch. Lichtenthaeler 1965) in der Zuversicht neu auf, durch methodische Konsequenz und philologisch verfeinerte, umfassende Begriffsanalyse über seine Vorgänger hinauszukommen.

In lobenswerter Klarheit präzisiert er deshalb zunächst die Kriterien, die erfüllt sein müssten, um seine Hypothese, dass Thukydides unter dem Einfluss früher hippokratischer Autoren stand, zu bestätigen. «Einfluss» umschreibt er dabei (nicht ohne Bezug auf die Vergleichende Literaturwissenschaft) als «eine tiefergehende Erscheinung, die im Rahmen des Gesamtwerkes eine übergreifende Funktion besitzt und für das Verständnis des Werkes von Bedeutung ist» (S. 8). Es geht Rechenauer also um weit mehr als die bloße Übernahme akzidentieller Details, auch um mehr als die berühmte Pestschilderung (Thuk. II, 47–54).

Daraus ergeben sich Programm und Disposition des Buches, das sich im wesentlichen dem Sinngehalt thukydideischer und – das ist das Entscheidende! – zugleich auch hippokratischer Schlüsselbegriffe widmet.

Die Fülle des philologisch durchgearbeiteten Materials kann hier nur angedeutet werden: Ganz zentral und oft diskutiert ist die Stelle Thuk. I, 23 – hier sucht der Historiker hinter den «Veranlassungen und Zwistigkeiten» (so R.s Übersetzung!), die dem Peloponnesischen Krieg vorausgingen, die unausgesprochene (!) «alēthestátē próphasis». «Prophasis» kann hier nur ein Grund sein, der «zum Vorschein kommt» (von «prophaino»), wenn der Geschichtsdenker nach ihm späht wie der Arzt nach dem Wesen einer Krankheit – und genau diese Verwendung des Terminus als Fachausdruck durch die Hippokratiker dokumentiert Rechenauer ausführlich (S. 41 ff.).

Im folgenden geht es um den thukydideischen/hippokratischen Physisbegriff, dann um die Beschreibung von «Krisen»: Sie werden von den Hippokratikern als Folge von Ungleichgewicht, «Entmischung» und ungeordneter, chaotischer Bewegung von Körpersubstanzen verstanden, und ganz analoge Prozessvorstellungen ortet Rechenauer bei Thukydides, wenn er von «Stasis» (Aufstand, Bürgerkrieg) in der Polis und der «grossen Bewegung» (megístē kínēsis, Thuk. I, 1, 2) des innergriechischen Krieges spricht. Sogar Thukydides' Ausdruck für seine prognostische Erwartung

(elpízo, I, 1, 1), seine Vorstellung von einer gesunden Verfassung (metría... sýnkrasis, massvolle Mischung, Thuk. VIII, 97) und von den Vorzügen eines machtpolitischen Gleichgewichts innerhalb der Poliswelt haben nach Rechenauer ihre Vorbilder in Terminologie und Modelldenken der Hippokratiker.

Man wird an seiner These, die er mit zahlreichen Einzelinterpretationen untermauert, kaum vorbeigehen können, auch wenn man vielleicht dem geistesgeschichtlichen Vorspiel (Übertragung des Isonomie-Gedankens aus dem Staatsleben in die Medizin durch Alkmaion von Kroton, Heilung politischer Übel mit Brenneisen und Arznei bei Aischylos, hippokratische Ideen bei Herodot) etwas mehr Gewicht beimessen mag.

Ausdrücklich zustimmen möchte der Rezensent abschliessend der von Rechenauer mehrfach, besonders gegen L. Pearson und H. P. Stahl, verteidigten Ansicht, wonach Thukydides genauso wie die Hippokratiker um ein Begriffsinstrumentarium zur rationalen Erfassung komplexer Prozesse gerungen hat; zwar hat er ebensowenig wie die Ärzte gehofft, die Menschennatur mit ihren Schattenseiten ändern, wohl aber, sie kalkulieren zu können.

Günther Lorenz

Alessandro Dini, *Vita e organismo: le origini della fisiologia sperimentale in Italia*. Firenze, Leo S. Olschki, 1991. 213 S. (Biblioteca di Storia della Scienza, vol. 30). Lit. 43 000. ISBN 88-222-3854-0.

Il volume di Alessandro Dini sulle origini della fisiologia sperimentale in Italia colma un vuoto nella letteratura storico-medica. Redatto con puntigliosa diligenza, il saggio in parola riapre la discussione su un periodo storico che, dopo i contributi di Cazzaniga e di Premuda e allievi, era stato relativamente accantonato anche se non erano mancate interessanti ricerche settoriali su Galvani, Calvani etc. Il lavoro di Dini tuttavia va oltre gli approcci settoriali ed analizza in prospettiva globale le origini e i primi sviluppi della ricerca fisiologica in Italia. Un esordio, quello della fisiologia italiana contemporanea, che pur ricco di risonanze ideologiche non è estraneo ad un autentico impegno sperimentale che risale alle ricerche del secondo '700 con Felice Fontana e Lazzaro Spallanzani.

Nel '700 del resto la scoperta dell'irritabilità da parte di Haller si fa prontamente sentire in Italia dove il messaggio halleriano è recepito da Calvani. L'importanza delle ricerche sperimentali ne esce allora valorizzata tanto da oscurare il parere di quanti ritenevano irrapportabili alla clinica le nozioni desunte dalle ricerche condotte sugli animali.

Nel primo '800 tuttavia la ricerca animale è meno assidua che nel secolo

precedente, mentre si accende un vivace dibattito sul vitalismo. Con Tommasini la vita animale è considerata come l'espressione di un particolare principio formale che conferisce alla materia impronte singolari che sfuggirebbero alle leggi chimiche ordinarie.

Proprio in questo periodo, d'altra parte, Luigi Rolando si ricollega alla tradizione settecentesca spostando la ricerca dal livello macroscopico a quello microscopico per analizzare il rapporto fra struttura e funzione. Con Matteucci che fin dal 1834 si occupa di elettricità animale riprende quel filone di ricerche elettrofisiologiche che avevano impegnato Volta e Galvani. Alle ricerche microscopiche di Fontana si richiama infine Pacini, in polemica con Bufalini che sopravvaluta la clinica ignorando i contributi del metodo sperimentale.

La fisiologia comunque, a lungo sospesa fra vitalismo e fisicalismo, trova la propria identità verso la metà del secolo quando ormai si impone il pensiero di Matteucci che, a suo tempo, aveva recepito la lezione parigina di Magendie.

Il dibattito ideologico sulla vita viene allora accantonato dall'ambito della fisiologia ed è in questo contesto che De Meis rivendica l'importanza della storia della medicina che non è necessaria per *fare* il chirurgo o per *fare* il medico: «Essa non serve che per *essere* medico, il che è tutt'altra cosa».

Luciano Bonuzzi

Axel Bauer, *Die Krankheitslehre auf dem Weg zur Naturwissenschaftlichen Morphologie*. Pathologie auf den Versammlungen Deutscher Naturforscher und Ärzte von 1822–1872. Stuttgart, Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, 1989. 293 S. (Schriftenreihe zur Geschichte der Versammlungen Deutscher Naturforscher und Ärzte, Band 5), DM 82,-. ISBN 3-8047-0930-3.

Axel Bauer untersucht in der vorliegenden Habilitationsschrift anhand von 442 Vorträgen die Entwicklung der wissenschaftlichen Krankheitslehre (Pathologie) auf den Jahresversammlungen zwischen der Gründung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte (GDNA) 1822 und der Gründung einer eigenen Sektion für Pathologische Anatomie und Allgemeine Pathologie im Jahre 1872. Der Wandel der Pathologie von der spekulativen naturhistorischen Krankheitslehre zur naturwissenschaftlichen Morphologie macht das hier bearbeitete halbe Jahrhundert zu einem der interessantesten der Pathologiegeschichte.

Die Einführung orientiert über den aktuellen Forschungsstand zur Ge-

schichte der Pathologie und der Naturforscherversammlungen im 19. Jahrhundert und enthält eine kritisch kommentierte Bibliographie zur Ideen-, Problem- und Fachgeschichte, sowie zur Bio- und Ergographie bedeutender Pathologen. Je ein Kapitel ist den Grundzügen der Theoretischen Pathologie auf den Naturforscherversammlungen vor 1872 und der weiteren Entwicklung der 1872 gegründeten Fachabteilung für Pathologische Anatomie bis zur Gründung der Deutschen Pathologischen Gesellschaft im Jahre 1897 gewidmet. Zehn Kapitel behandeln – von den Infektionskrankheiten über die Psychopathologie bis hin zu den Missbildungen – ein breites Spektrum an problemgeschichtlichen Themen.

In der zusammenfassenden Diskussion zeigt der Autor, dass die Kernfrage «Was ist Pathologie?» für jede Zeitepoche neu beantwortet werden muss. Während die Pathologie vor 1850 eine spekulativ-empirische Krankheitslehre ist, die hauptsächlich illustrative bzw. deskriptive Aufgaben wahrnimmt, wird sie danach zu einer mit naturwissenschaftlich-experimentellen Methoden arbeitenden morphologischen Wissenschaft. Axel Bauer gelangt zum Schluss, dass der Übergang am besten mit Rothschuhs Begriff des «Konzeptwandels» charakterisiert wird und stimmt mit Rothschuh und Lesky darin überein, dass nicht von einem Paradigmawechsel oder einer wissenschaftlichen Revolution im Sinne Kuhns gesprochen werden darf. Mit der Einführung der Zellulärpathologie erhält die Pathologie – so der Autor – erstmals ein eigentliches Paradigma. Weitgehend ausgeklammert bleibt die Frage nach dem Einfluss der Pariser und Wiener Medizinschule auf die deutsche Pathologie. Wer auf die trockene Geschichte einer Fachgesellschaft gefasst ist, wird durch diese flüssig geschriebene Arbeit angenehm überrascht.

Thomas Böni

Gustav Wagner, Andrea Mauerberger, *Krebsforschung in Deutschland. Vorgeschichte und Geschichte des Deutschen Krebsforschungszentrums*. Berlin, Heidelberg, New York [etc.], Springer-Verlag, 1989. X, 273 S. 44 Abb. DM 36,-. ISBN 3-540-51606-9.

Anlässlich des 25jährigen Bestehens des Deutschen Krebsforschungszentrum (DKFZ) in Heidelberg haben es der frühere Leiter des Instituts für Dokumentation, Information und Statistik an diesem Zentrum, Gustav Wagner, und die Historikerin Andrea Mauerberger unternommen, die Entwicklung der Krebsforschung in Deutschland – mit besonderer Berücksichtigung des DKFZ – darzustellen. Das flüssig geschriebene Buch enthält viele (zum Teil wohl wenig bekannte) Tatsachen, die nicht nur den Medizinhistori-

ker, sondern auch den klinischen und experimentellen Onkologen interessieren.

Im Jahre 1900 konstituierte sich in Berlin das «Comité für die Krebsforschung», dem u. a. Dr. Roswell Park angehörte, der Gründer des nach ihm benannten bedeutenden onkologischen Zentrums in Buffalo (USA). Um den Eindruck einer Zunahme des Krebses zu verifizieren, wurde eine modern anmutende Fragebogenaktion durchgeführt zur Ermittlung der Prävalenz der Krebserkrankung sowie eventueller karzinogener Noxen. 1904 wurde die «Zeitschrift für Krebsforschung» gegründet (heute «Journal of Cancer Research and Clinical Oncology») zur Sichtung der schon damals als «unübersichtbar» empfundenen Fachliteratur. 1906 trat der Billroth-Schüler Czerny von seinem chirurgischen Lehrstuhl zurück, um in Heidelberg das «Institut für Experimentelle Krebsforschung» zu gründen, das eine enge Zusammenarbeit von Klinik und Labor vorsah.

Seit 1903 existierte in Berlin ein «Institut für Krebsforschung» an der Charité, das (in Baracken) auch über 200 Betten verfügte. Es gab – zu einer Zeit, wo für die Krebsbehandlung nur die Chirurgie und, ganz neu, die Röntgenstrahlen zur Verfügung standen – dort bereits eine Abteilung für Chemotherapie. In Frankfurt versuchte ab 1901 Paul Ehrlich, «die Erfahrungen der Bakteriologie für die Krebsforschung nutzbar zu machen». Im Verlaufe von grundlegenden Immunitätsstudien (u. a. Nachweis, dass sich Tumoren nicht von einer Spezies auf eine andere übertragen lassen), erzeugte er bei der Maus einen leicht überimpfbaren Aszites-Tumor, der seinen Namen trägt und zu einem wichtigen Hilfsmittel in der experimentellen Krebsforschung wurde.

Man kann wohl sagen, dass zu Beginn dieses Jahrhunderts Deutschland wegweisend war in der Organisation von (experimentellen und klinischen) Krebsforschungsinstitutionen und den Anstoss gab zu internationaler Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Onkologie. Der Erste Weltkrieg bewirkte eine Zäsur. Die darauffolgende Erholung wurde durch die Judenvertreibung der Nazizeit und den Zweiten Weltkrieg gestoppt: Deutschland verlor seine führende Stellung in der klinischen und experimentellen Medizin.

Der zweite (und grössere) Teil des Buches beschreibt den Wiederaufbau der Krebsforschung in der BRD nach 1945 sowie die Vorgeschichte und Geschichte des DKFZ. Während in Ostberlin – alle damaligen Krebsforschungsinstitutionen lagen im Bereich der sowjetischen Zone – die Infrastruktur für eine zentralisierte Krebsforschung rasch wieder aufgebaut wurde («Zentralinstitut für Krebsforschung»), stiessen in der BRD die

Bemühungen um eine institutionalisierte Krebsforschung auf grösste Schwierigkeiten. 1948 gelang es den unermüdlichen Bemühungen des Chirurgen Karl Heinrich Bauer, das «Institut für Experimentelle Krebsforschung» in Heidelberg wieder zu eröffnen und Beziehungen zu ausländischen Krebsforschern herzustellen. Die Rivalitäten zwischen Personen und Organisationen, die sich in der Folge um die Organisation eines Krebsforschungszentrums abspielten, werden anschaulich geschildert. Grundsätzlich bekriegten sich die «Deutsche Forschungsgemeinschaft» (Vereinigung der Grundlagenforscher), der «Deutsche Zentrallausschuss für Krebsbekämpfung und Krebsforschung» (mehr klinisch orientierte Forscher) und die Max-Planck-Gesellschaft (allgemeinnaturwissenschaftliche Forschung). Es waren neben handfesten finanziellen Interessen offenbar persönliche Inkompatibilitäten, die zu einem endlosen Seilziehen betreffend Standort, Organigramm und Leitung des geplanten nationalen Forschungsinstitutes führten. Die Beschreibung der vielen Sitzungen, Anschuldigungen und persönlichen Querelen der klinischen und experimentellen Hauptakteure liest sich wie eine schlechte Komödie. 1956 wandte sich gar noch der Nobelpreisträger Otto Warburg vehement gegen die Errichtung eines grossen zentralen Krebsforschungsinstitutes, weil er mit der Entdeckung der anaeroben Glykolyse das Zentralproblem der Krebsentstehung ja gelöst habe und «man heute wisse, was der Krebs ist».

Es war schliesslich K. H. Bauer, der den Kampf um den Standort für Heidelberg entscheiden konnte. 1962 gab er – wie sechs Jahrzehnte vor ihm Czerny – seinen Lehrstuhl für Chirurgie auf, um sich ganz der Planung des Deutschen Krebsforschungszentrums zu widmen. Von Anfang an waren zwei Betriebsstufen vorgesehen: die erste, barackenförmige, wurde 1964 nach nur achtmonatiger Bauzeit eingeweiht. Das Zentrum umfasste sieben Institute: Biochemie, experimentelle Pathologie, experimentelle Geschwulsterzeugung/Behandlung, Nuklearmedizin, Virusforschung, Dokumentation, Information und Statistik. Aufgrund der Erfahrungen wurde dann die Betriebs-Endstufe geplant und 1972 eröffnet. Zu Beginn der 80er Jahre fand ein erfreulicher Neuanfang statt. Mit der Entwicklung des «Tumorenzentrums Heidelberg-Mannheim» erfolgte auch die lange ersehnte und während vieler Jahre diskutierte Annäherung an die Klinik und damit ein namhafter Einbezug der klinischen Forschung in die Aktivitäten des DKFZ. Auf der letzten Seite des Buches heisst es allerdings: «In jüngster Zeit werden sogar Pläne für klinische Aktivitäten des DKFZ in Universitätskliniken diskutiert». Das Wörtchen «sogar» fällt auf...

Dem Leser dieser Geschichte der Krebsforschung in Deutschland wird anschaulich vor Augen geführt, mit welchen Schwierigkeiten dieser Forschungszweig bis vor kurzem konfrontiert war – und das ist nicht nur in Deutschland so. Die eminent interdisziplinäre Natur der Krebsforschung hat immer wieder Misstrauen und Konkurrenzdenken bei vielen etablierten experimentellen und klinischen Spezialisten geweckt – ganz abgesehen von den Emotionen, die der Krebs in allen Menschen wachruft. Georg Martz

Therese Bhattacharya-Stettler, *Nox Mentis* : Die Darstellung von Wahnsinn in der Kunst des 19. Jahrhunderts. Bern, Benteli, 1989. 228 S. Ill. SFr. 78.– . ISBN 3-7165-0680-X.

Seelische Ausnahmezustände haben Künstler sehr oft beschäftigt; in diesem Buch werden Zeugnisse dieses Interesses aus Sicht der Kunstgeschichte dargestellt. Wenn dieses Werk hier besprochen wird, so fragt man zunächst nach dessen Bedeutung für die Geschichte der Psychiatrie. Nun lässt sich aber Psychisches an sich kaum bildlich darstellen; einem Menschen kann man seine Geisteskrankheit meist nicht einfach ansehen. Darstellbar aber sind gewisse Äusserungen des Leidens oder chronische Veränderungen der Persönlichkeit sowie gewisse Reaktionen der «Gesellschaft» auf nicht normgerechtes Existieren. Künstlerisch kann dies in Personendarstellungen (besonders Porträts) und in Bildern von Spitälern, Gefängnissen und verwandten Institutionen zum Ausdruck kommen. Zu beachten ist immer auch die Dichotomie zwischen historischer Dokumentation und künstlerischer Phantasie. Unter den Porträts stehen denn auch zu Recht in diesem Buch die berühmten Irrenbildnisse von Géricault obenan, die auf wunderbare Weise die Mitte zwischen Dokument und Porträtkunst halten. Die Linie des Dokumentarischen lässt sich bis hin zu Photographien verfolgen, die hier am Rande gleichfalls berücksichtigt sind; das Künstlerische verliert sich schliesslich in vielen Strömen bis hin zum blossen Motiv. Ähnlich lassen sich Bilder der Institutionen ansehen (man scheut sich hier, kurzerhand von «Spitälern» zu sprechen). Im 19. Jahrhundert – dem überhaupt das Hauptinteresse der Verfasserin gilt – bekommen diese Interieurs (die Aussenarchitektur wäre wieder eine andere Sache) einen oft schlagend dokumentarischen Charakter: Noch mehr als Personendarstellungen lassen sie die kalte, verzweifelte Resignation wie besonders auch die erschütternde Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit der sozialen Umgebung sehen. Immerhin, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gibt es in der Psychiatrie einen starken humanitären und therapeutischen Impetus. So wäre man hier gerne Hinwei-

sen auf Arbeitstherapie und Freizeitgestaltung begegnet, wie sie, allerdings wohl eher als Rarität, in einigen Blättern von Konrad Faesi-Gessner vorkommen (der aber mit einigen Porträtskizzen vertreten ist). Die Verfasserin hat sich auch sehr mit der psychiatrie-historischen Literatur vertraut gemacht, wobei der wichtige (wenn auch stets zu diskutierende) Einfluss von Michel Foucault spürbar ist. Oft zum Motiv wird Geisteskrankheit dann in den besonders häufigen Historienbildern und den Illustrationen nach literarischen Vorlagen. Dort begegnet man, unter vielen anderen, Johanna der Wahnsinnigen, dann vor allem auch Tasso, hier etwa König Lear, Macbeth, Ophelia, Gretchen (einen Augenblick fragt man sich, was Ugolino hier zu suchen hat: aber es stimmt, Verzweiflung angesichts des Todes gehört auch ins Gebiet der Psychiatrie).

Die Verfasserin hat das Thema sehr gründlich und tieferschöpfend bearbeitet, so dass jeder Psychiater, der künstlerisch etwas ansprechbar ist, reichen Gewinn aus dem Buch ziehen wird. Wesentlich ist die umfangreiche Bebilderung, die Einzelnes auf einen Blick erfassen lässt; dabei schadet es gar nichts, dass es sich durchwegs um Schwarz-weiss-Illustrationen handelt. Und gelegentlich gerät einem grossen Künstler das Motiv unversehens zum wahrhaft erschütternden Dokument. So bei Goya in den Blättern «Loco Africano» und «No lo saban todos». Die letztere Bezeichnung weist zugleich auf ein sehr aktuelles Problem hin: die traurige Unkenntnis des Loses der Geisteskranken und die Gleichgültigkeit ihnen gegenüber.

Hans H. Walser

Almuth Bruder-Bezzel, *Die Geschichte der Individualpsychologie*. Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch Verlag, 1991. 277 S. (Fischer Taschenbuch Nr. 10 793). Ca. SFr. 15.–. ISBN 3-596-10793-8.

Es erstaunt, dass diese erste, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Geschichte der deutschsprachigen Individualpsychologie erst jetzt erscheint. Gründe dafür sind in der fast vollständigen Zerschlagung der Bewegung im Zweiten Weltkrieg und dem dadurch sehr verzögerten Wiedergewinn einer Identität als psychologische Schule zu suchen. Nachdem Almuth Bruder-Bezzel bereits 1983 die sozialgeschichtlichen Hintergründe der Individualpsychologie beschrieben hatte (Alfred Adler. Entstehungsgeschichte einer Theorie im historischen Milieu Wiens. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht), war sie berufen, deren gesamte Geschichte bis in die Gegenwart darzustellen. Erneut werden Theorie, Begriffe, Praxis, Organisationsformen und Daten in den Kontext ihrer Entstehungsbedingungen gestellt und

wecken dadurch auch das Interesse des Nicht-Psychologen. Die als Psychotherapeutin tätige Autorin wird dabei auch dem Anspruch gerecht, durch eine auf die Gegenwart bezogene Geschichtsdarstellung zur Weiterentwicklung der heutigen Schulrichtung beizutragen. Daniel Heinrich

Walter Vandereycken, Ron Van Deth, Rolf Meermann, *Hungerkünstler, Fastenwunder, Magersucht. Eine Kulturgeschichte der Ess-Störungen*. Zülpich, Biermann, 1990. 281 S. Ill. DM 58,-. ISBN 3-924469-34-2.

Magersucht gilt als moderne Krankheit. Die Angst vor dem Speck führt dazu, dass unzählige Frauen in der westlichen Kultur hungern und einige konsequent zum Gerippe abmagern. Die Zahl der Magersüchtigen ist in den letzten Jahrzehnten sprunghaft hochgeschwollen. Gleichwohl gelingt es dem Psychiater Walter Vandereycken und dem Psychologen Ron Van Deth in ihrer «Kulturgeschichte der Essstörungen», das bizarre Verhalten der Nahrungsverweigerung bereits für früheste Kulturen nachzuweisen. Das zuerst in holländischer Sprache erschienene Werk ist von einem weiteren Psychiater, Rolf Meermann, übersetzt und überarbeitet worden.

Auf der Suche nach den Wurzeln der Magersucht stiessen die Autoren beispielsweise auf die griechischen Sportler, die sich vor den athletischen Wettkämpfen der «Askesis» unterzogen, was damals Übungen in strenger Diät und hartem Körpertraining hiess. Heute umschreibt die Askese den schon seit Jahrtausenden ausgeübten Verzicht auf leibliche Freuden. Die Gegensätze gut und schlecht finden in der Dualität Seele und Körper ihre Entsprechung, die Peinigung des Körpers entspricht dem Kampf gegen das irdisch Böse. Diese Selbstkasteiung bezweckt daher die Besänftigung des göttlichen Zorns, um gegen Unheil gefeit zu sein oder um den Platz im Jenseits nicht zu gefährden. Bei Gesundheitsaposteln und in gewissen Religionen haben diese uralten Fastenrituale bis heute überlebt. Äusserst spannend und lehrreich veranschaulichen die Autoren die christliche Fastentradition, leider ohne näher auf ihren jüdischen Ursprung einzugehen. Rigorose Fastengebote im 3. Jahrhundert und umgekehrt, nur hundert Jahre später, die Einführung des Fasten-Ablasses, der Reiche wieder schlemmen und die Kirchenkasse klimpern liess, bunte Sagen von Fastenheiligen und vieles mehr begleiteten die diametral ansetzenden Bemühungen der Kirche, ihre Schäflein gehorsam um sich zu scharen.

Doch mit Hungern liess sich auch Geld verdienen. Weibliche Fastenwunder, die sich dann meist als Betrügerinnen entpuppten, Hungerkünstler – einen von ihnen hat Kafka beschrieben – und «lebende Gerippe» verdienten

an der Schaulust ihrer Mitmenschen. Als «Geburtsort der Magersucht» bezeichnen die Autoren jedoch erst das Viktorianische Zeitalter. Fünf Aspekte seien vermutlich an der Entstehung dieses Phänomens beteiligt gewesen: «ideale» Familie, Jugendliche als Sorgenkinder, tabuisierte Sexualität, Frauenemanzipation und ein «verschwindsüchtiges» Schönheitsideal. Das Buch bietet keine simplen Antworten; vielmehr fordert es zum Widerspruch auf, wagt neue Thesen, stellt Fragen und bietet so einen Einblick in neue Gesichter einer uralten Essstörung.

Iris Ritzmann

Paul Ridder, *Im Spiegel der Arznei. Sozialgeschichte der Medizin*. Stuttgart, S. Hirzel, 1990. 287 S. Ill. (Edition Universitas). DM 29,-. ISBN 3-8047-1139-1.

Eine sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Betrachtung, die den Zusammenhängen und Veränderungen pharmazie- und medizinhistorischer Entwicklungen Aufmerksamkeit schenkt.

Die zeitlich und stofflich weitgespannte Thematik umfasst eine beachtliche Material- und Gedankenfülle und gleicht damit einem Speicher, der zum Nachdenken anregt oder auffordert. Die Schrift gliedert sich in die Kapitel:

1. Arbeit am Leid, 2. Ausgangslage, 3. Treibkräfte der Neuerung, 4. Wahrnehmungen eines Regelungsbedarfs, 5. Ausformung von Fachwissen, 6. Vollendung des Gesundheitsmarktes, 7. Institutionen, 8. Ergebnis der Entwicklung.

Geschichte und deren Vorgeschichte, Chronik und Erzählung, Systematik und Faktensicherung, Analyse und Synthese sind eng verwoben. Eine breitgefächerte und facettenreiche Darstellung mit Mut, die Impulse setzt und dem Interessierten manches Bekannte bietet und Neues hinzufügt.

Zur Absicherung der Darstellung sind ein Literaturverzeichnis sowie nützliche Graphiken und Tabellen beigegeben.

Die unterhaltsam und lebendig geschriebene Monographie vermag durch ihre wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Aspekte dem breiten Feld der Medizin- und Pharmaziegeschichte anregende Impulse zu übertragen.

Gottfried Schramm

Andreas Wasilewski, *Heilkunst im Spiegel von Apothekenstandgefäßen und ihren Signaturen*. Eine historische Betrachtung. Blaustein, Verlag Dr. Schmellenkamp GmbH, 1991. 182 S. Ill. DM 44,-. ISBN 3-928255-00-2. Mit der pharmazeutischen Keramik treffen wir auf ein apartes Gebiet der

Pharmaziegeschichte, welches die Geschichte der Technologie mit derjenigen des Medikamentes verbindet und uns so einerseits über die Verwendung der Arzneimittel in der Vergangenheit unterrichtet, welches aber auch, durch seine künstlerische Dimension, durch seine ästhetischen Aspekte, zur Leidenschaft eines breiten Publikums von Kennern und Sammlern geworden ist. Zeugen dieses Interesses sind die zahlreichen, meist schön illustrierten Bücher, die jedes Jahr veröffentlicht werden.

Das hier besprochene Werk des österreichischen Arztes Andreas Wasilewski unterscheidet sich massgebend von diesen Publikationen, da der Autor hier vor allem beabsichtigt, die Signaturen auf den in der Pharmazie verwendeten Töpfen zu untersuchen. Das Studium der Inschriften erlaubt ihm, für die gewählten Produkte die Geschichte ihrer Verwendung in der Pharmazie darzustellen, dies anhand verschiedener Quellen wie Arzneibücher, Taxen, pharmazeutischer und medizinischer Handbücher. So bietet das Buch kurze historische Monographien, zum Teil über bereits gut bekannte Stoffe, wie Iod und Bilsenkraut, aber auch über seltenere Substanzen, wie zum Beispiel Mumia und Bernstein. Die Texte werden jeweils von einem Farbbild begleitet, wobei hier die Wahl der Illustrationen aus vorwiegend privaten österreichischen Sammlungen meist wenig bekannte Objekte ans Licht bringt.

Eine kurze Übersicht über die Geschichte der Herstellungsverfahren für die pharmazeutischen Gefässe aus Keramik, aber auch aus Glas und aus Holz, sowie das Vorstellen von Arzneibehältern aus der Militärpharmazie und von Apothekenstandgefässen in der Werbung ergänzen in nützlicher Art das Werk.

François Ledermann

François Ledermann (Hrsg.), *Pharmazie im Umbruch: Die Schweizer Apotheker im 19. Jahrhundert... mit einem Nachdruck von Carl Emil Ringk von Wildenberg «Medicinisch-pharmaceutische Statistik der Schweiz»*. Zürich, Juris, 1990. 200 S., 2 Bl.; 1 Bl., 111 S. (Veröffentlichungen der Schweiz. Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, Band 9). SFr. 60.–. ISBN 3-260-05275-5.

Im Jahre 1860 erschien die «Medicinisch-pharmaceutische Statistik der Schweiz im Auftrage des Schweizerischen Apothekervereins, bearbeitet von Carl Emil Ringk, Apotheker». Diese verdienstvolle Arbeit gibt für jeden Ort der Schweiz die Zahlen der Apotheken (mit den Namen der Apotheker), der Ärzte (mit und ohne Apotheke), der Tierärzte, Zahnärzte und Chirurgen – alles auch bezogen auf die Bevölkerungsdichte. Diese Statistik (111 Seiten)

ist im Band 9 der Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (SGGPh) reprographisch aufgenommen.

Zum Leben und Wirken des Carl Emil Ringk (von Wildenberg) schrieb Barbara Rumpf-Lehmann (S. 121–142) einen Beitrag, der nicht nur kulturhistorisch interessant ist, sondern auch ein Stück Geschichte der Apothekerausbildung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bietet. – Die Ringk-Arbeit ist auch heute noch für demo- und soziographische Detailstudien innerhalb der Medizingeschichte von Bedeutung.

Um dieses Thema ranken sich Studien von neun weiteren Autoren – sie können hier nur erwähnt werden:

Hans-Rudolf Fehlmann, Die Fachzeitschrift des Schweizerischen Apothekervereins zur Zeit der Statistik von K. E. Ringk von Wildenberg; Hildegard Keller-Reichard, Bedeutende Zeitgenossen von Carl Emil Ringk von Wildenberg (1818–1862); François Ledermann, Géographie, démographie et histoire: l'évolution du nombre de pharmacies dans le canton de Berne, 1780–1980; Friedrich Dobler, Der Beginn einer eidgenössischen Standespolitik in der schweizerischen Pharmazie um die Mitte des 19. Jahrhunderts; Madeleine Stampfli und François Ledermann, Die Arzneimittelabgabe in der Spitalapotheke von Solothurn – 1840–1860; Gottfried Schramm, Biographisch-historische Daten bedeutender Schweizer Spitalapotheker des 19. Jahrhunderts; Roland Hilfiker, Les précurseurs de la distribution pharmaceutique en Suisse, 1856–1932; Armin Wankmüller, Die Inhaber und Besitzerwechsel der Apotheke in Laufenburg von 1760 bis 1900. Mit einem «Querschnitt durch die Pharmazie des 19. Jahrhunderts in der Schweiz» hat Maria Meyer-Salzman den äusseren historischen Rahmen für die Autoren dieses Bandes geschaffen. Ein ausführliches Register schliesst die Beiträge auf.

Mit diesem neunten Band ihrer Veröffentlichungen demonstriert die SGGPh die erfreulich zunehmende, lebhaftete Aktivität ihrer Mitglieder. Wir dürfen auf den 10. Band gespannt sein!

Willem F. Daems

Burghard Weiss, *Zwischen Physikotheologie und Positivismus: Pierre Prevost (1751–1839) und die korpuskularkinetische Physik der Genfer Schule.*

Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris, Peter Lang, 1988. 467 S. Ill.

(Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 353). SFr. 77.–. ISBN 3-8204-1509-2; ISSN 0531-7320.

Resté dans l'histoire des sciences comme l'auteur d'une théorie des échanges de chaleur, le physicien Pierre Prevost (1751–1839) a d'abord attiré l'atten-

tion de Burghard Weiss pour son concept de l'équilibre dynamique¹. (Selon ce principe, formulé en 1791, tous les corps, quelle que soit leur température, émettent de la chaleur rayonnante, de sorte qu'un équilibre thermique entre deux corps consiste en une égalité d'échanges.) Dans son ouvrage, qui porte cette fois sur toute l'œuvre scientifique de Prevost, M. Weiss montre que ce résultat «positif» s'inscrit dans le cadre d'une physique générale, dite «corpuscularo-cinétique» parce qu'elle cherche ses explications ultimes dans les mouvements de différents fluides (calorique, lumineux, gravifique, etc.) constitués de corpuscules discrets. Cet «atomisme cinétique», pour reprendre une autre expression de l'auteur, a ses origines dans l'œuvre des physiciens Nicolas Fatio (1664–1753) et Georges-Louis Lesage (1724–1803), instigateurs d'une tradition genevoise originale, qui repose sur une interprétation plutôt spéculative de l'héritage de Newton et qui aboutit précisément à l'œuvre de Prevost. A travers les vicissitudes historiques de la théorie du calorique rayonnant, et du modèle des corpuscules lumineux, M. Weiss nous montre en quoi ce «style scientifique» particulier s'oppose à l'interprétation classique et en somme pré-positiviste de l'héritage newtonien, interprétation caractérisée par la devise *hypotheses non fingo*. Plus que les critiques du physicien Benjamin Thompson (comte Rumford), défenseur d'un modèle vibratoire de la chaleur, c'est l'opposition de style avec le rationalisme mathématique du groupe d'Arcueil, emmené par Laplace et Berthollet, qui révèle la nature profonde de la physique genevoise : celle d'une tentative de compréhension de la nature à l'aide d'un modèle a priori, conçu comme une description de la réalité en soi. Fourier, Arago, Fresnel, fers de lance de la génération positiviste, qui succède à Laplace et à ses élèves, ont une attitude encore plus réservée envers de telles formes de spéculation : Fourier n'utilise l'hypothèse de Prevost que pour parvenir à une description mathématique des phénomènes d'échanges de chaleur. Le formalisme de sa *Theorie analytique de la chaleur* (1822) éclipse jusqu'à l'image même du calorique rayonnant et sonne le glas du modèle concret et intuitif de Prevost. De fait, la physique genevoise s'enlise, victime de sa faiblesse mathématique aussi bien que de la lourdeur de ses modèles... Mais le dernier chapitre de l'ouvrage nous réserve une surprise de taille : la résurgence, en plein XIX^e siècle, de la physique corpusculaire de Lesage et Prevost, devenue source d'inspiration pour les modèles heuristiques élaborés par Balfour Stewart, William Thomson (Lord Kelvin) et même James Clerk Maxwell. Pour expliquer cette suprenante résurgence, l'auteur trace un parallèle entre les traditions méthodologiques écossaise et genevoise, en affirmant leur opposition commune aux traditions

continentale et anglaise. Les «niches institutionnelles» dans lesquelles elles se sont développées, en particulier l'Université d'Edimbourg et l'Académie de Genève, auraient été fortement marquées par des empreintes similaires : calvinisme, importance de la physico-théologie, hellénisme, préférences pour la géologie et l'étude de la chaleur, etc. Cette thèse, qui n'est pas tout à fait sans précédent, ouvre des perspectives intéressantes dans le domaine de la sociologie du savoir, en particulier scientifique, où les possibilités de transfert de ce modèle paraissent nombreuses. Sans doute des études plus factuelles apporteront-elles aussi quelques éclaircissements bienvenus sur la tradition méthodologique écossaise, ou sur d'autres physiciens genevois comme Deluc, De Saussure ou Pictet. Cet essai a valu à Burghard Weiss d'être le premier lauréat du prix Marc-Auguste Pictet². Sa thèse des styles scientifiques a été résumée en français dans un article de la revue *Archives des Sciences*³.

René Sigrist

¹ Burghard Weiss, «Zur Entstehung des Begriffs dynamisches Gleichgewicht: Pierre Prevosts physikalisches Skizzenbuch aus den Jahren 1788 bis 1792», in *Sudhoffs Archiv*, 68, 1984, pp. 130–142.

² Prix créé à l'occasion du bicentenaire de la Société de Physique et d'Histoire naturelle de Genève (1990) et attribué chaque deux ans à un jeune chercheur en histoire des sciences. Voir p. 234 du présent fascicule.

³ «Image ou réalité? Styles de pensée en physique vers 1800», in *Archives des Sciences*, 44/2, 1991, pp. 153–162. Egalement disponible en tiré à part.

Isaac Benguigui, *Trois physiciens genevois et l'Europe savante. Les De la Rive (1800–1920)*. Genève, Georg Editeur, 1990. 183 pp. ill. SFr. 36.80. ISBN 2-8257-0424-5.

Physicien, enseignant et privat-docent en histoire des sciences à l'Université de Genève, Isaac Benguigui s'est attaché à faire revivre des savants qui œuvraient à Genève. A son ouvrage *Théories électriques du XVIII^e siècle*, paru chez le même éditeur en 1984, s'ajoute maintenant celui-ci, qui évoque à travers le portrait de trois membres d'une famille illustre la Genève savante du XIX^e siècle. De courts chapitres sont consacrés à Charles-Gaspard (1770–1834), médecin, physicien et professeur ainsi qu'à son petit-fils Lucien (1834–1924), qui s'intéressa aux phénomènes ondulatoires et à leurs applications (T. S. F.). Le corps de l'ouvrage est une biographie d'Auguste De la Rive (1801–1873), fils de Charles-Gaspard. Pour la réaliser, Isaac Benguigui a largement puisé dans la correspondance, déposée à la Bibliothèque de

Genève, que De la Rive échangea avec Ampère, Faraday, Davy, Tyndall, etc. C'est que De la Rive ne fit pas seulement des expériences dans sa propriété de Presinge, mais il y recevait aussi la visite des plus illustres physiciens de son temps. Il faut rappeler que des Genevois, membres de la haute bourgeoisie, ont excellé dans les sciences tout au long du XVIII^e siècle et durant une bonne partie du XIX^e. On pense aux de Saussure et surtout aux de Candolle, dont trois générations presque contemporaines des De la Rive avaient acquis une grande notoriété: Auguste Pyrame (1778–1841), Alphonse (1806–1893) et Casimir (1836–1918). De la sorte, l'activité scientifique de la cité fut sans commune mesure avec le petit nombre de ses habitants. Le fait pour les De la Rive d'appartenir au patriciat les mettra tout naturellement du côté des conservateurs dans les conflits politiques et sociaux que vivra Genève à plusieurs reprises. L'arrivée des Français à Genève en 1794 entraînera le bannissement de Charles-Gaspard, qui ne retourna dans sa ville qu'après cinq ans passés en Grande-Bretagne. Si Auguste ne sera pas contraint de quitter Genève après la révolution de 1846, l'arrivée au pouvoir des radicaux n'en constituera pas moins une défaite pour ses idées et l'entraînera à renoncer à son poste de professeur.

A une époque où le genre biographique retrouve la faveur du public, le livre d'Isaac Benguigui intéressera, outre les spécialistes, de nombreux lecteurs qui souhaitent retrouver dans l'évocation d'une personnalité qui compta dans la Genève du siècle dernier, l'ébauche de la ville cosmopolite et intellectuelle qu'elle est devenue en ce siècle. Jean Jacques Dreifuss

Andreas Kleinert, *Anton Lampa, 1868–1938. Eine Biographie und eine Bibliographie seiner Veröffentlichungen.* Mannheim, Bionomica-Verl., 1985. 2 Bl., 48 S. Portr. DM 14,-. ISBN 3-88208-010-8.

Kleinert, Professor für Physikgeschichte in Hamburg, stellt einen wenig bekannten Physiker vor. Anton Lampa wuchs als Sohn eines Eisenbahningenieurs in Ungarn und in Böhmen auf und studierte in Wien bei Josef Stefan, Viktor von Lang und Franz Exner. Nach der Promotion wirkte er als Lehrer und Assistent und habilitierte sich 1897. Für sein gutes Medizinerpraktikum wurde er 1904 Extraordinarius. Als Nachfolger von Ernst Mach und Ernst Lecher trat er 1909 das Ordinariat für Experimentalphysik in Prag an. Bereits 1910 sorgte er für die Berufung Einsteins auf den theoretischen Lehrstuhl. (Darüber hat Kleinert im *Gesnerus* 32 [1975], S. 285–292 berichtet). Während Einstein Prag 1912 wieder verliess, hielt Lampa den Institutsbetrieb den Krieg hindurch aufrecht und kehrte erst 1919, da er

nicht Tscheche werden wollte, nach Wien zurück. Fortan blieb er unbesoldeter Dozent. Erfüllung fand er in der Volksbildung. Neben seinen Vorlesungen widmete er sich als Redner und Redaktor volkshochschulartigen Bestrebungen und Volksbüchereien. Seine Frau, Emma Seidel, erteilte botanisch-mikroskopische Kurse.

Wie die Liste von Lampas Veröffentlichungen zeigt, erschienen seine Abhandlungen 1891–1917 meist in den «Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien». Sie betrafen neben Optik, Kalorik, Mechanik und Akustik vor allem die Elektrizitätslehre (Die Dielektrizitätstheorie, Brechung kurzer elektrischer Wellen, Stromunterbrechung). Sein «Lehrbuch der Physik» von 1908 (2. Auflage 1919) wurde von Lise Meitner wegen seiner Klarheit empfohlen. In der Zeitschrift «Das Wissen für Alle» schrieb Lampa über die Grundgesetze der Naturlehre, Physik der Strahlung, Ionen und Elektronen. Über Ernst Mach verfasste er 1918 eine Gedenkschrift. 1925 folgte seine kommentierte Quellenausgabe zur Kant-Laplace'schen Theorie. Auch sonst war er wissenschaftshistorisch tätig. Kleinerts sorgfältige Arbeit ist auch in dieser überarbeiteten Neuauflage voller Hinweise und Anregungen.

Heinz Balmer

Book Notices

National Library of Medicine, *Bibliography of the History of Medicine, No. 26/1990*. Bethesda, National Library of Medicine, 1991. 1 Bl., IX, 384 S. \$ 18.– (USA); \$ 22.50 (Foreign). ISSN 0067-7280. NIH Publication No. 91-315.

The bibliography is prepared from citations added to the file monthly and stored in the National Library of Medicine's computerized data base in the history of medicine, known as HISTLINE. The Bibliography of the History of Medicine focuses on the history of medicine and its related sciences, professions, and institutions. All chronological periods and geographic areas are covered.

Kai Torsten Kanz, *Kielmeyer-Bibliographie. Verzeichnis der Literatur von und über den Naturforscher Carl Friedrich Kielmeyer (1765–1844)*. Stuttgart, Verl. für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 1991. 161 S. Portr. (Quellen der Wissenschaftsgeschichte, Band 1). DM 20,–. ISBN 3-928186-06-X.

In der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte ist der schwäbische Naturwissenschaftler, der Professor an der Stuttgarter Hohen Karlsschule sowie an der Universität Tübingen war, bis heute nicht vergessen. Schon den Zeitgenossen galt er als «berühmter Naturforscher». Sein Einfluss auf die Romantische Naturphilosophie sowie seine Begründung des sogenannten biogenetischen Grundgesetzes sichern ihm einen bleibenden Platz in der Geistesgeschichte der Goethezeit.

Stephen F. Mason, *Geschichte der Naturwissenschaft in der Entwicklung ihrer Denkweisen*. Stuttgart, Verl. für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 1991. 732 S. DM 28,80. ISBN 3-928186-00-0.

Unveränderter Neudruck der unter Mitwirkung von Klaus M. Meyer-Abich von Bernhard Sticker† besorgten deutschsprachigen Ausgabe (1974). Das Standardwerk bietet eine Einführung in die Geschichte der Naturwissenschaften und ihres Werdeganges von den Anfängen im Orient und ihrem ersten Höhepunkt in Griechenland bis zu ihrer heutigen Stellung am Ende des zweiten Jahrtausends. Der Schwerpunkt liegt auf der Zeit vom 16. bis 19. Jahrhundert.

Biografische index van Nederlandse apothekers tot 1867. A.I. Bierman, M.J. van Lieburg en D.A. Wittop Koning. Rotterdam, Erasmus Publishing, 1992. 203 S. Portr. Hfl. 75.–. ISBN 90-5235-030-2.

In this book, the authors/compiler present the results of years of searching for and collecting information concerning the places of education and residence of Dutch pharmacists and herbalists to 1867. One of the authors, Dr. Wittop Koning, worked on this project for more than 50 years!

This well-organised, systematic presentation of the index, and clear registers make the material very accessible for anyone interested in this professional group. It goes without saying that this biographical index is also a veritable gold-mine of information for genealogists.